

# Finale

O-Ton

«Ein neuer Gedanke – das ist meist eine uralte Banalität in dem Augenblick, da wir ihre Wahrheit an uns selbst erfahren.»

Arthur Schnitzler

## Erika Stucky ist vom Blues umzingelt

Sie war ein kalifornisches Kind, das mit neun Jahren nach Mörel kam, in ein Dorf am Eingang zum Goms. Dann ging sie nach Paris, um Gesang, und nach San Francisco, um Schauspiel zu studieren. Dann kam sie zurück in die Schweiz und lernte zu jodeln. Das ist Erika Stucky, unter den hiesigen Stimmen der sogenannten Neuen Volksmusik vielleicht die eigenwilligste und exaltierteste. Da war immer mehr Verausgabung als Versenkung in der Art, wie sie ins Archaische tauchte; und was sie herausholte, war immer Performance und nie Pathos. Und das bleibt auch jetzt so, da sie sich auf «Black Widow» mit Haut und Haar der afroamerikanischen Volksmusik in die Arme wirft und aus Folk, Blues und Jazz in dreizehn Eigenkompositionen und drei Covers ein prächtiges Variété auf Platte zaubert.

Schon die hochkarätige Band kümert sich wenig um eine historische Aufführungspraxis: Knut Jensen (Keyboards, Elektronik, Ukulele), David Coulter (Gitarren, Geige, Säge), Terry Edwards (Saxofon, Flügelhorn, Gitarre), Steve Nieve (Piano), Michael Blair (Perkussion), Lucas Niggli (Perkussion), Marc Unternährer (Tuba) und Joanna Seira (Cello) spielen so effektsicher, als stünden sie spät nach Mitternacht auf einer Vaudeville-Bühne, dann wieder, als vertonten sie ein Pulp Movie. Doch halten sie dabei den Grundton eines tiefen Blues, der die Stücke immer wieder in die grimmige Humoreske abschatziert. «Sniff Me» ist ein gespenstischer Blues, dessen Gitarren die Sängerin auf leisen Sohlen umzingeln. «Black Betty» ist eine derbe Fantasie über einen alten Song des Folksängers und Mörders Leadbelly. «Helter Skelter» ist eine schreiende Cabaret-Version des Beatles-Songs, und «Dancerina» das brutal einsame Solo einer Tänzerin, während im Hintergrund die Tuba schon den Boden aufwischt. Dann wird es Tag, und Erika Stucky verabschiedet sich mit «Watching Over Me - To Do», einem gerade noch rausgequetschten Schlaflied.

Christoph Fellmann

Erika Stucky: Black Widow (Traumton); Konzert in Bern: Morgen Sonntag, 15.30 Uhr, in der Turnhalle im Progr.

Baustelle «Die Schönheit der Grossen Stadt»: Das Volkshaus Bern wird 100 Jahre alt. Bernd Nicolai

# Ein Bau aus «Dreck und Eisen»

Es glitzert und funkelt mit einem Hauch von Art Déco: Das Restaurant des Hotels Bern hat sich verjüngt und erinnert zugleich an seine Vergangenheit – an das Volkshaus Bern, das nun wieder in grossen Lettern über dem Eingang prangt. Rudolf Suppiger und Jürg Gründer haben mit viel Gespür fürs Detail eine Atmosphäre schaffen wollen, die an das alte Volkshaus erinnert. Einziges originales Ausstattungsstück ist das vielfigurige, in hodlerscher Manier gemalte Wandbild «Der Redner» von Eduard Boss, das dem heutigen Restaurant eine ungewollt ernste Note verleiht.

Hier wird noch etwas vom eigentlichen Zweck des Baus deutlich. Ehemals Hauptquartier der Berner Arbeiterunion, Repräsentationshaus und Bildungsstätte, war das Gebäude 1914, im Jahr der Fertigstellung, ein ultramoderner Grossbau im traditionsbewussten Bern. Heute kaum noch vorstellbar, empfand die zeitgenössische Kritik den säulengegliederten Monumentalbau mit mächtigem Rundgiebel als zukunftsweisend. Aufgrund seiner Materialität und Monumentalität wurde der Bau als Auftakt zu einem «neuen Kapitel in der Geschichte der kulturellen Entwicklung der Bundesstadt» und Inbegriff eines «neuen Berns» gesehen.

Das Neue bestand vor allem in der Verwendung von Eisenbeton, einem damals neuartigen Baustoff im Hochbau. Aber im Gegensatz zu seinem Berner Kollegen Otto Rudolf Salvisberg, der in Berlin-Kreuzberg 1912 mit dem Lindenhäuser ein erstes spektakuläres Sichtbetongebäude errichtet hatte, veredelte der Architekt des Volkshauses Otto Ingold (1883-1943) die Fassade aus «Dreck und Eisen» mit einer Schicht Vorsatzbeton. Diese liess er steinmetzmässig bearbeiten, sodass der Eindruck einer Steinfassade entstand. Das war kein Kompromiss, sondern der Stellung des Baus an der zentralen Zeughausgasse innerhalb der Altstadt angemessen. Deren desolater Zustand hätte längst einer Sanierung bedurft, die der hochkarätigen Häuserzeile von Volkshaus, dem barocken Rathaus zum Äusseren Stand und dem neugotischen Evangelischen Vereinshaus entsprechen würde.

Die Gewerkschaften hatten sich um 1910 zu einer bestimmenden politischen Kraft entwickelt und setzten auch architektonisch auf Fortschritt. Mit Otto Ingold engagierten sie einen Reformarchitekten, der 1913 nicht nur Mitbegründer des Schweizerischen Werkbundes war, sondern 1908 mit dem Haus Cuno Amiet in Oschwand auch ein manifestartiges Künstlerhaus verwirklicht hatte. Ein Werk des Neuen Bauens sind seine Häuser Buchserstrasse/Ecke Ostring aus dem Jahr 1934.

### Mutige Reformarchitektur

Die wichtige Fassade des Volkshauses wurde schliesslich vom Bildhauer Bernhard Hoetger in die heutige Form gebracht. Sie trat damit in Dialog mit dem benachbarten Äusseren Stand.



Wichtige Fassade: Die vier Figuren wurden ins Expressive gesteigert und mit einem Hauch Exotik versehen. Foto: zvg

Hoetger brachte eine neue Note ein. Als Jugendstil-Künstler in Worpsswede bei Bremen und an der Künstlerkolonie Darmstadt tätig, schuf Hoetger die vier grossen Fassadenfiguren. Sie sind aus Betonguss und wurden vor drei Jahren sorgfältig restauriert. Damit kam eine neue Skulpturauffassung in den öffentlichen Raum. Hier wurde die so einflussreichen Figuren von Aristide Maillol ins Expressive gesteigert und mit einem Hauch Exotik versehen. Die beiden Paare von schreitenden Männern in idealer

Nacktheit und den entblösten madonnenähnlichen Frauenfiguren waren so prominent, dass Kopien 1914 in Darmstadt gezeigt wurden. Weitere Versionen finden sich an Bauten in Berlin und Bremen.

Das Volkshaus stellte eine mutige, für Bern neuartige Multifunktionsarchitektur dar, die auch künstlerisch den aktuellsten Trends einer repräsentativen Reformarchitektur unter dem Schlagwort «Die Schönheit der Grossen Stadt» folgte. Leider blieb von der reichen Innenausgestaltung – vor allem von den grosszügigen

Sälen – bei der Auskernung im Zuge des Neubaus als Hotel Bern 1980-83 nichts übrig. Am Vorabend des 100-Jahr-Jubiläums ist es an der Zeit, wieder an die grosse Geschichte des Hauses für Bern zu erinnern.

Bernd Nicolai ist Professor für Architekturgeschichte und Denkmalpflege an der Uni Bern und Mitglied des Baustelle-Kolumnistentams. Zu Volkshäusern ist 2009 in «Kunst + Architektur» ein Themenheft erschienen.

Sendungsbewusst Christoph Schneider

# O du Schwurblige

Es ist wieder Advent – Gott behüte! –, und das Fernsehen macht da immer fromme Aufstände, dass Gott erbarm. Die Besinnlichkeit drängt es nach ihren altmodischen Rechten und nach neomodischer Aktualität, und ich gerate in einen Zustand zwischen Nost-

algie und Paranoia, spirituell gesehen. Jedes Jahr ist das so, obwohl ich seinerzeit die Maria Schell unter ihrer Christanne überstanden habe und also bei gar nichts mehr Zustände bekommen sollte. Die Frau Pfarrer Tania Oldenhage (evangelisch-refor-

miert) auf SRF 1 hat es aber wieder geschafft durch ihr erstadventliches «Wort zum Sonntag» unter dem Titel «Wie der Engel Gabriel unter Marias Blick ins Schwitzen kam».

Ich erwartete Aufklärung und bekam, grob zusammengefasst, Folgendes: Sie habe letztes Jahr ein Krippenspiel zu leiten gehabt, sagte Frau Oldenhage, jedoch sei kein Mädchen bereit gewesen, die Maria zu spielen, und auch den Buben habe dazu die Offenheit gefehlt, gendernässig. Da habe sie sich gedacht, so änderten sich die Zeiten, und ein rechtes Mädchen wehre sich heute halt instinktiv gegen das Rollenbild von der demütigen Magd, zu der ein Engel tritt und verkündigt, der Heilige Geist werde ihr ein Kind machen. Wobei man die alte Geschichte ja vielleicht anders lesen könne, das sei das Schillernde an ihr, und womöglich komme man drauf, dass in der Verkündigungssituation die Maria das Heft in der Hand gehabt

habe, schon mit der Frage, wie das gehen solle mit einem Kind, ganz ohne Mann. Das habe den Erzengel Gabriel und den lieben Gott stark ins Schwitzen gebracht, weil diese Skepsis nicht vorgesehen war im himmlischen Plan; was man daran ablesen könne, dass der Gabriel zu viel geredet und argumentativ gewissermassen herumge-eiert habe.

### An Engelshaaren herbeigezogen

Ich habe nachgelesen im Lukas-Evangelium: Maria stellt ihre Frage, das ist wahr, und der Engel Gabriel redet schon etwas mehr als sie, aber doch sehr auftragssicher in der Unterscheidung zwischen biologischer Normalität und höherer Kraft. Maria aber spricht: Mir geschehe, wie du gesagt hast. Der Verdacht auf eine englische Transpiration schien mir deshalb, nun ja, etwas an den Engelshaaren herbeigezogen. Und lang noch verfolgte mich Frau Oldenhages Lesart als theologische Kühnheit, um

nicht zu sagen: als Schwurbel.

Ich will ihr aber nicht vor dem emanzipatorischen Licht stehen. Denn stärker noch hat Frau Oldenhage an die Erinnerung an meine Kindheit gerührt, aus der ich berichten kann, dass alle Mädchen Maria sein wollten, und das herzlichste wurde es dann, und das war immer die Lieselotte. Ich durfte nur der König Balthasar sein, der nach dem Weihnachtsstern wies und sagen musste, es nehme ihm «schie dr Schnuuf».

Auf diese Textzeile war ich unmässig stolz, aber als ich sie zum ersten Mal zu Hause vortrug, sagte meine Mutter, «schie» sei nicht Baselbieter Mundart, es heisse «fascht». In der Aufführung sagte ich «fascht» mit dem Mut des Kindes. Und niemand hat es bemerkt, auch die Maria nicht. Sodass mir meine Kühnheit bei der Lieselotte nichts nützte, damals und auch später nicht. Ich sage ja: Nostalgie und Paranoia. Das macht Adventsfernsehen mit mir.

Anzeige

**KOLLER**

Bücher & Autographen  
Auktion in Zürich: 29. März 2014

Einlieferungen bis  
15. Januar 2014 erbeten.

Albrecht Dürer, Sammelband.  
Verkauft für CHF 156 000

Koller Auktionen · 8031 Zürich  
Tel. 044 445 63 63  
office@kollerauktionen.ch  
www.kollerauktionen.ch

